

Zeitschrift: Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am
Departement Architektur der ETH Zürich

Herausgeber: Departement Architektur der ETH Zürich

Band: - (2002)

Heft: 9

Artikel: Transformationen : urbane Strukturen in Dresden: Löbtau, Gorbitz,
Gompitz

Autor: Herr, Eva

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-919241>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Transformationen

Eva Herr

Urbane Strukturen in Dresden: Löbtau, Gorbitz, Gompitz

„Der Städtebau des 20. Jahrhunderts ist eine Geschichte des Scheiterns“
Der Spiegel, Jahreschronik, 21/1999

Anlass für die nachfolgenden Beobachtungen sind die jüngere Stadtentwicklung in Dresden in den Stadtvierteln Löbtau, Gorbitz und Gompitz, die Unzufriedenheit mit den Planungen seit 1945 und die daraus resultierenden Konsequenzen. Obwohl die Entwicklung in Dresden aufgrund der Lage in den neuen Bundesländern gewisse Eigenheiten aufweist, hat sie in ihren wesentlichen Zügen Allgemeingültigkeit und ist auch in anderen Städten auffindbar. Um die Ursachen dieser Entwicklung nachzuvollziehen, bezieht sich dieser Text auf das Stadtwachstum in Dresden seit der Industrialisierung. Denn um das vermeintliche Scheitern der Stadt des 20. Jahrhunderts und die Konsequenzen daraus zu erläutern, soll hier bei einer Stadtform begonnen werden, die seinerzeit ebenfalls als gescheitert angesehen wurde: Die Gründerzeitstadt. Die Schreckensbilder der gescheiterten Gründerzeitstadt waren am Siegeszug der Moderne nicht unbeteiligt, so wie auch die Schreckensbilder der Moderne heute gerne bemüht werden um ein neues, besseres Wohnen zu propagieren, entweder in der re-etablierten Gründerzeitstadt, vor allem aber in den Einfamilienhaussiedlungen in den Randbereichen.

Eine weitere wichtige Voraussetzung für das Bild der heutigen Stadt fällt in das Zeitalter der Industrialisierung: Die Schleifung der Befestigungsanlagen. Mit dem Fall der definitiven physischen Grenzen der Stadt beginnt die Möglichkeit des „Urban Sprawl“. Die Ausdehnung der Stadt ist seit dem vor allem eine Frage der verkehrstechnischen Möglichkeiten. Die Stadtviertel Gompitz, Gorbitz und Löbtau wurden als Beispiel gewählt, weil die Tendenzen und ihre Auswirkungen dort nicht nur besonders anschaulich, sondern auch in unmittelbarer räumlicher Nähe zueinander auftreten, wodurch sich ihre Zusammenhänge besser erkennen lassen.

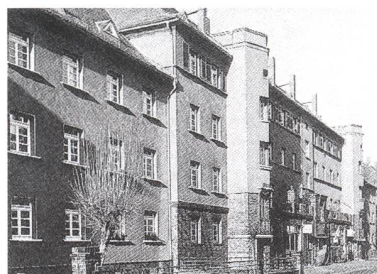
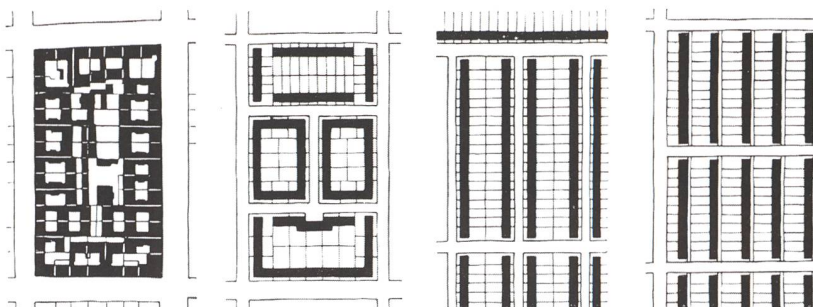
Gorbitz und Löbtau sind zwei Stadtgebiete, die jeweils in Zeiten großen zahlen- und flächenmäßigen Wachstums der Stadt angeschlossen wurden. Löbtau wurde im Rahmen des industriellen Wachstums der Stadt eingemeindet und hat die Struktur eines typischen Gründerzeitviertels. Die Bebauung von Gorbitz findet ungefähr achtzig Jahre später statt, und es entsteht hier, direkt neben Löbtau, abermals unter dem Druck großer Wohnungsknappheit eines der größten Neubaugebiete der DDR.

In die Betrachtung soll weiterhin das jüngste Stadtwachstum einfließen, der westlich an Gorbitz grenzende, 1999 eingemeindete Stadtteil Gompitz. Die ehemals selbständige Gemeinde hat dort umfangreich Bauland zur Verfügung gestellt, wo zur Zeit neben Gewerbeparks in großem Umfang Einfamilienhaussiedlungen entstehen. Obwohl in Dresden zur Zeit keineswegs Wohnungsnot

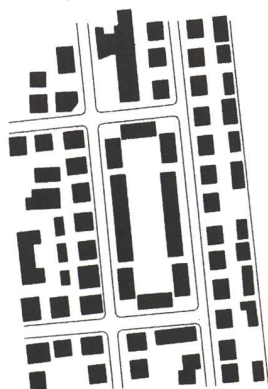


Baustellenschild in Gompitz

Auflösung des Blocks: Entwicklung des modernen Bebauungsplans von Ernst May, 1930



oben: Wohnhof der Eisenbahner-Baugenossenschaft in Löbtau, 1927
unten: Der Wohnhof im Kontext mit seiner Umgebung



herrscht, scheint es trotzdem gerade an dieser Wohnform steigenden Bedarf zu geben. Besonders die Bewohner im Plattenbauggebiet Gorbitz sind Zielgruppe der Investoren in Gompitz. Daß aber auch die Einfamilienhaussiedlungen, die ähnlich übereilt und gedankenlos auf die grüne Wiese gebaut werden wie seinerzeit die Plattenbausiedlung, gegen das Scheitern nicht gefeit sind, ist nicht nur in Dresden absehbar.

Um die Ursachen, die dieser Entwicklung zugrunde liegen, nachzuvollziehen, soll hier zunächst der Werdegang der Stadtgebiete Löbtau und Gorbitz erläutert werden. Es gibt dabei zwei Aspekte, die hier betrachtet werden sollen: Dazu gehört zunächst die Lage des jeweiligen Gebietes innerhalb der Gesamtstadt, sowie die Art und Weise, wie dieses Gebiet an die bestehende Struktur anknüpft. Zweitens geht es um die Organisation innerhalb des Gebietes: Bei der Bekämpfung der Zustände der Gründerzeitstadt waren es vor allem die Mißstände des Blocks, seiner Art der Bebauung, seine funktionellen und eigentumsrechtlichen Aspekte, die die Protagonisten der Moderne ändern wollten. Gerade der Zustand des Blocks, der mit seiner immerwährenden Wiederholung den Charakter des Gebietes prägt, trägt zur Identität des Gebietes maßgeblich bei. Daher soll hier auf einer kleinen städtischen Einheit untersucht werden, wie sich der Übergang vom öffentlichen Raum in den privaten Raum bis hin zur einzelnen Wohneinheit nachvollziehen lässt. Bei dieser Betrachtungsweise zeigt sich, wie das Leben auf der kleinmaßstäblichen nachbarschaftlichen Ebene organisiert wird, welchen Charakter die Strassen oder Zuwege haben, welche Art von Nutzung angeboten wird und welche Funktionen Grünflächen haben.

Löbtau

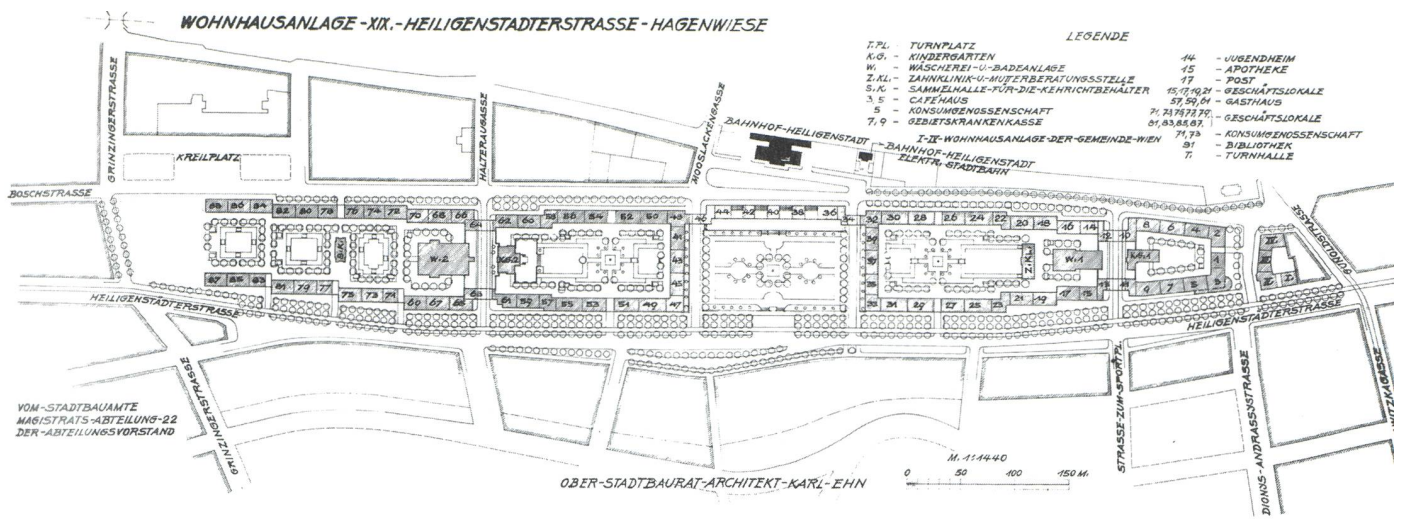
Die Bebauung Löbtaus fiel zusammen mit den Folgeerscheinungen der Industriellen Revolution in Dresden: Auf einen beginnenden Bevölkerungsanstieg folgte eine lebhafte Bautätigkeit. 1862 wurde ein „Generalbauplan“ genehmigt, der die einzelnen Bebauungspläne koordinierte und die Stadt in Bereiche unterschiedlicher Bebauung gliederte: Um die historische Alt- und Neustadt wurde geschlossene Bebauung zugelassen, außerhalb war offene Bebauung vorgeschrieben.¹ Dresdens Selbstverständnis als Hauptstadt eines Königreiches war verbunden mit Repräsentationsansprüchen, die sich auch in der Baugesetzgebung und damit im Stadtbild niederschlugen. „Die königlichen Ministerien verstanden es, wenn auch mit wechselndem Erfolg, sich gegen die Begehrlichkeiten der Grundeigentümer und Bauunternehmer durchzusetzen, die auf eine ertragbringende Ausnutzung von Grund und Boden durch verdichtete Bebauung drängten.“²

Löbtau, eines der Dresdener Arbeiterwohnviertel, befand sich jenseits eines Industriegürtels westlich der Altstadt. Durch die parallel zu diesem Industrie-

1 nach Peter Gössel, Gabriele Leutheuser (Hrsg.): *Villenarchitektur in Dresden*; Köln, Taschen Verlag, 1991

2 ebd.

3 ebd.



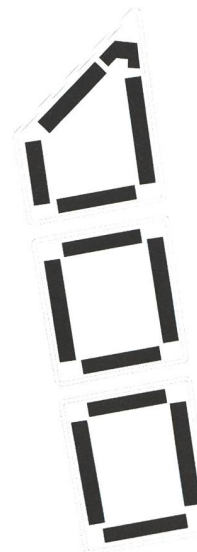
Karl-Marx-Hof, Wien, 1926

gebiet verlaufenden Eisenbahntrassen wurde es spürbar von der Stadt abgeschnitten und aufgrund seiner unattraktiven Lage hauptsächlich von unteren Bevölkerungsschichten bewohnt. Ein Vergleich der Steueraufkommen verdeutlicht dies: Im Jahr 1900 betrug es pro Einwohner in Blasewitz 37,92 RM, in der Stadt Dresden 18,54 RM, in Löbtau jedoch nur 5,71 RM.³ Obwohl Löbtau ein typisches Gründerzeitviertel ist mit seinem regelmäßigen Strassenraster, den parzellierten Blocks und den Mietwohnhäusern ist das Schreckensbild der Mietskasernen, aus anderen Städten zu dieser Zeit hinlänglich bekannt, in Löbtau nicht zu finden. Im Gegenteil ist Löbtau mit seiner offenen Bauweise den Dresdener Villenvierteln wie Blasewitz nicht unähnlich. Zwar sind die Löbtauer Blocks in ihren Abmessungen deutlich kleiner und wurden im Laufe der Zeit durch Hinterhäuser und Gewerbebauten stark nachverdichtet. Doch die für die Stadt typische offene Bauweise wurde durch die Dresdener Baugesetzgebung vorgegeben, die dem Residenzstadtcharakter auch in Vierteln wie Löbtau verpflichtet war.

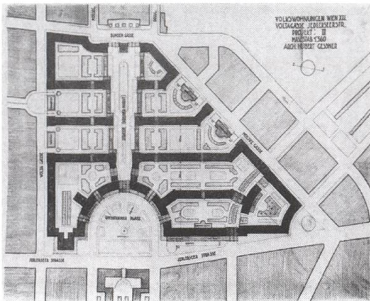
Nach dem 1. Weltkrieg ändern sich die Machtverhältnisse. Der verlorene Krieg, der einhergeht mit dem Verlust der Monarchie, ändert nicht nur das Selbstverständnis der Stadt, sondern auch das seiner Bevölkerungsschichten. Vor allem die Arbeiter ergreifen in dieser Zeit die Gelegenheit, ihren Bedürfnissen, aber auch ihrem Selbstbewusstsein baulich Ausdruck zu verleihen, und so entsteht in Löbtau eine neue Wohnform: 1927 baut Curt Herfurth für die Eisenbahner-Baugenossenschaft den ersten Wohnhof in der Grillenburger Strasse. Ein Jahr später wird in unmittelbarer Nachbarschaft der zweite Wohnhof gebaut.

Die Löbtauer Wohnhöfe, die sich in das Raster der Planung des 19. Jahrhunderts einfügen, brechen jedoch mit einem Prinzip der Gründerzeitstadt, dem Prinzip der Parzellierung. Weder das freistehende Einzelhaus, noch die geschlossene, aber differenziert gestaltete Bebauung auf der einzelnen Parzelle, als baulicher Ausdruck des individuellen Bauherren, prägen den Block, sondern die Großform, die sich über den gesamten Block erstreckt, ist Zeichen der dort wohnenden Gemeinschaft. Die Besitzverhältnisse des Blocks haben sich damit geändert. Die Freifläche des Blockinneren ist nicht mehr in private Gärten untergliedert, sondern dient als gemeinschaftlich zu nutzender Bereich allen Bewohnern. Dadurch wird der Bebauung des Blockinneren vorgebeugt und der damit einhergehenden Minderung der Wohnqualität, gleichzeitig entfällt sie in der Regel aber auch als Fläche für Nutzgärten, die zu dieser Zeit oft lebensnotwendig waren und daher in Form von Schrebergärten außerhalb der Wohngebiete realisiert wurden.

In der Stadt Wien, in der der erste Weltkrieg ähnliche politische Konsequenzen hat, entsteht (fast zeitgleich) 1926 mit dem Karl-Marx-Hof das berühmteste Beispiel dieser Wohnform. Noch radikaler als die Löbtauer Wohnhöfe verfährt der Karl-Marx-Hof mit der Stadt: Hier wird mit dem Maßstab der Gründerzeitstadt gebrochen und eine neue Typologie eingeführt: der Super-



Löbtau: Wohnanlage



Karl-Seitz-Hof, Wien, 1926

block. Unter der Zusammenfassung mehrerer Blocks entsteht die Großform inmitten des kleinteiligeren Gefüges der Stadt. So wird der Superblock, neben den Zeilenbauten, zu einem probaten Mittel, die Zustände der Gründerzeitstadt zu überwinden. Hier, in der Stadt des 19. Jahrhunderts kündigen sich somit die beiden charakteristischen Typologien an, die später und unter anderen Voraussetzungen in den Großsiedlungen wieder auftauchen, die als neue „Städte“ vor den Toren der bestehenden Stadt gebaut werden.

Für die Wohnhöfe, die die Bebauung des ganzen oder wie in Wien mehrerer Blocks erforderlich machen, sind vor allem die Besitzverhältnisse der Gründerzeitstadt problematisch. Da es pro Block eine Vielzahl von Eigentümern gibt, ist es gerade in Zeiten drängender Wohnungsknappeit ein langwieriges und oft kostspieliges Verfahren, die einzelnen Grundstücke zu erwerben bis der ganze Block zusammenhängend neu bebaut werden kann. Eine Alternative sind die Gebiete am Stadtrand, die noch unbebaut sind und durch ihre Randlage einen geringeren Preis haben. Nachteil dieser Gebiete ist, daß sie infrastrukturell noch nicht erschlossen sind. Um diese Erschließung lohnenswert zu machen, ist die Lage außerhalb der Stadt nur sinnvoll, wenn das Bauvorhaben entsprechend groß ist. So führen die Schwierigkeiten mit der bestehenden Struktur dazu, daß die großangelegten Neubauprojekte der Moderne vor den Toren der Stadt entstehen, wo man den Zwängen des Bestandes vorläufig entkommen kann.

Nach Ende des 1. Weltkrieges verlegte sich die Bauherrenschaft besonders von Wohnungen für die einkommensschwächeren Bevölkerungsgruppen von den privaten Bauherren vor allem auf öffentliche Träger. Nicht mehr der private Bauherr, der aus den Einkünften der Mieten seine Existenz finanzierte, sondern Genossenschaften oder die Stadt selbst sahen sich verantwortlich dafür, ihren Bewohnern ein Mindestmaß an Wohnqualität zu einem erschwinglichen Preis zu sichern. Die industrielle Entwicklung hatte den kostengünstigen Massenvohnungsbau möglich gemacht.

1929 tagte vor dem Hintergrund einer schwierigen wirtschaftlichen Situation sowie drängender Wohnungsnot in Frankfurt der CIAM zum Thema „Wohnen für das Existenzminimum“. Auf diesem Kongress wurde der Anspruch formuliert, auch bei minimalem finanziellem und technischem Aufwand eine möglichst hohe Wohnqualität zu garantieren und hierfür verbindliche Mindeststandards zu setzen. So versuchte man, eine Ausgangsposition zu schaffen um trotz der schlechten wirtschaftlichen Lage eine möglichst große Zahl von Wohnungen zu realisieren ohne ein Mindestmaß an Qualität zu unterschreiten und in die Zustände des 19. Jahrhunderts zurückzufallen.

Beim Wiederaufbau der zerstörten Städte nach dem 2. Weltkrieg gewinnen die Forderungen, die in den 20er Jahren formuliert wurden erneut an Aktualität. In dieser Zeit bietet sich zum ersten mal die Möglichkeit, sie weiträumig anzuwenden und die zerstörten Städte nach Gesichtspunkten der funktionellen Stadtplanung neu zu organisieren. Die Ergebnisse des Wiederaufbaus führen jedoch dazu, daß vor allem die städtebaulichen Forderungen der frühen Moderne allmählich revidiert werden. Es wird deutlich, daß die „funktionalistische“ Sichtweise anderen, ebenso wesentlichen Aspekten des Wohnens nicht gerecht werden kann. Vor allem Jane Jacobs beschreibt in „Tod und

Leben großer amerikanischer Städte“ die verheerenden Auswirkungen, die „funktionalistische“ Architektur und Stadtplanung auf die Stabilität des sozialen Gefüges der Bewohnerschaft haben kann. Daher bekommt die Frage nach Vielfalt, in räumlicher wie in funktioneller Hinsicht, die Frage nach Nachbarschaft und Identität eine ebenso existentielle Bedeutung für die Lebensfähigkeit eines Gebäudes und seiner Bewohner (mehr noch für eine Siedlung) wie die Frage nach hygienischen Verhältnissen und ausreichender Besonnung.

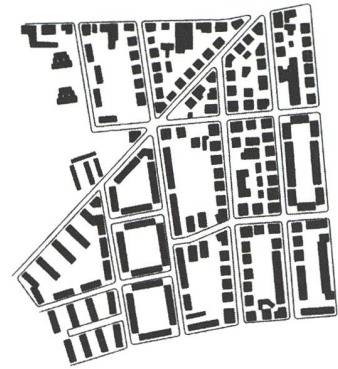
Als um 1970, unter abermaligem Druck durch Wohnungsnot die Entscheidung der Stadt Dresden fällt, den Gorbitzer Hang zu bebauen, ist der „funktionalistische“ Städtebau längst in die Kritik gekommen.

Gorbitz

Der Grundstein für das Neubaugebiet Gorbitz wird 1981 gelegt. Bereits zehn Jahre später ist die für 35.000 Einwohner geplante Siedlung auf 40.000 Einwohner überverdichtet worden. Gorbitz wird als eigenständige Siedlung außerhalb der Stadt geplant, mit eigenen öffentlichen Einrichtungen und hoher Einwohnerdichte. Obwohl die Satellitenstadt statistisch durchaus eine „urbane Dichte“ aufweisen kann, findet städtisches Leben dort nicht statt. Gründe dafür finden sich vor allem im Stadtgefüge, daß abgesehen von einer zahlenmäßigen Dichte andere städtische Funktionen nicht erfüllen kann.

An dieser Stelle soll noch einmal ein Rückgriff auf die Wohnhöfe der 20er Jahre gemacht werden, denn schon damals wurde damit experimentiert, inwiefern diese Großformen auch in städtischen Randlagen Impulsgeber für ein urbanes Leben sein können. Diese frühen Versuche nehmen in mancher Hinsicht die Probleme von Großsiedlungen wie Gorbitz vorweg: In Wien entstehen neben den innerstädtischen Wohnhöfen die ersten Superblocks an der Peripherie. 1924 entsteht am Rand von Ottakring in den Hügeln des Wienerwalds der Sandleitenhof, 1926 baut Hubert Gessner den Karl-Seitz-Hof in Floridsdorf. Diese beiden Höfe werden gebaut als „Stadt in der Stadt“, als „Zentrum eines neuen Bezirks“ vor den Toren Wiens, als Großstrukturen inmitten einer ländlichen Umgebung. Der Impuls, den die beiden Höfe auf ihre kleinteilige Umgebung haben sollen, bleibt jedoch aus: “(The Seitz-Hof) establishes its own urban conditions; it does not engage the 19th-century Regulierungsplan. It thus neither grapples with nor enters into debate with the old order but, set apart, remains contained within itself, a built utopia at the edge of an urban reality very little conditioned by it. (...) This demonstrates, that only when the superblock comes into contact with the existing order, when its spatial organization intersects with and engages the plan of the historical city, does it have an impact on ‘what is present’. By itself, the superblock transforms nothing.”⁴

Daß das Fremdkörperhafte, was diese Großstrukturen gegenüber der Stadt haben, sich im Gegenteil zu ihrem erheblichen Nachteil auswirken kann, beschreibt Lewis Mumford vor allem für die Situation in den USA: “The superblock might just generate the superslum.”⁵ Dort, wo die Großwohnanlagen nichts mit dem Pathos der Wiener Wohnhöfe gemein haben, sondern schlicht Massenwohnungsbau für die unterste (schwarze) Bevölkerungsschicht sind,



Neuinterpretationen der Gründerzeitstadt in Löbtau: Nachverdichtung, Wohnhöfe und Zeilenbebauung

4 Eve Blau: *The Architecture of Red Vienna*; Cambridge, Mass. MIT Press, 1999

5 Gabrielle Esperdy: „Defying the Grid“; *In Perspective* 30, Cambridge, Mass. MIT Press, 1999



Alternative zur Plattenbausiedlung: Dresden, Gompitz

wird das negative Image dieser Wohnform aufgrund seiner Sonderstellung und Identifizierbarkeit im städtischen Gefüge gesteigert und trägt zur Stigmatisierung dieser Siedlungen als typische Wohnform der Unterschicht bei. „Any visitor to an American City can easily identify the ‘projects’, while an early twentieth century city could camouflage the destitute within the regularity of the street grid.”⁶

Auch in Deutschland, vor allem in den alten Bundesländern, werden diese Wohnanlagen häufig für Sozialen Wohnungsbau gehalten, auch wenn das nicht immer den Tatsachen entspricht. Obwohl die Bewohnerstruktur in den Plattenbauten grundsätzlich noch eine andere ist (Gorbitz kann beispielsweise mit einer niedrigeren Arbeitslosenquote als die Gesamtstadt Dresden aufwarten), wirken sich diese Vorurteile zusätzlich negativ auf das Image dieser Siedlung und seiner Bewohnerschaft aus.

Doch weder das Imageproblem der Großwohnanlage noch seine isolierte Lage in der Stadt sind alleine problematisch, auch intern versagt die Siedlung als städtisches Quartier. Besonders den Freiflächen, die entweder monofunktionale Erschließungssysteme oder mit Rasen bewachsene Abstandsflächen sind, fehlt es an städtischer Vielfalt. Sie stehen im Gegensatz zu den intensiv genutzten privaten Parzellen Löbtaus und dem vielfältigen Nutzungsangebot der Straßen des Gründerzeitquartiers.

Reinterpretation der Stadt in Löbtau

Die Bewohner haben inzwischen die Konsequenzen aus den Mängeln der Plattenbausiedlung gezogen und sind ins Umland abgewandert. Hier entstehen nun, auf der “Grünen Wiese” Gegenproduktionen zur Wohnform in der “Platte”, die vor allem eine kompensatorische Funktion zu haben scheinen: Das, was in Gorbitz nicht möglich war, ist hier jetzt käuflich zu erwerben. Als Reaktion auf die gleichmacherische, allumfassende Siedlungsform der Plattenbauten, deren moralische und politische Rhetorik längst an Glaubwürdigkeit verloren hat, entstehen im zersiedelten Umland Wohnformen, bei denen vor allem auf die Vorlieben „der Leute” eingegangen wird: Kleinteiligkeit, selbstbestimmte Wahl und vermeintliche Individualität als Alternative zur Massenvohnung für den “genormten” Bewohner üben deutlich ihre Anziehungskraft aus. Doch da hier oft kurzfristig und nicht ohne Profitgedanken einseitige Wünsche bedient werden, ist das, was dort vor der Stadt entsteht als kurzfristige Reaktion, nicht jedoch als Lösungsansatz zu sehen. Deutlich wird auch, daß diejenigen Belange der Bewohner, die hier einseitig befriedigt werden, nicht immer konform gehen mit einer sinnvollen und nachhaltigen Stadtentwicklung, und daß genau dieser Aspekt in Gompitz deutlich sichtbar vernachlässigt wird.

⁶ Gabrielle Esperdy: „Defying the Grid“; *In Perspective* 30, Cambridge, Mass. MIT Press, 1999



Bei der Suche nach einer beispielhaften Vorgehensweise zum Stadtumbau soll hier noch einmal auf das Gründerzeitviertel Löbtau verwiesen werden: Während Gorbitz erst vor kurzem eine größere Umstrukturierung begonnen hat, hat Löbtau die stärksten Veränderungen bereits hinter sich. Abgesehen vom Strassenraster sind die Blocks inzwischen auf vielfältige Weise verändert, nachverdichtet und uminterpretiert worden, so daß aus der homogenen Planung des 19. Jahrhunderts inzwischen ein sehr vielfältiges Stadtbild entstanden ist. Die Bedürfnisse und die Utopien der Bewohner, aber auch andere Ereignisse haben im Viertel ihre Spuren hinterlassen. Zusammengefasst werden sie durch das regelmäßige Straßenraster, wodurch die vielseitigen Interpretationen nicht als Einzelteile, sondern als Vielfalt in einem kontinuierlichen städtischen Raum wahrgenommen werden.

Das Haus im Haus

Bei der Frage nach einer Alternative zum Dilemma „Großsiedlung oder Einfamilienhaus?“ soll hier an eine Vorgehensweise erinnert werden, die versucht, die Vorteile aus beiden Positionen miteinander zu verknüpfen und bestimmte Qualitäten, die heute in den Einfamilienhaussiedlungen gesucht werden, zu verbinden mit den ökologischen und ökonomischen Vorteilen einer verdichteten, urbanen Wohnform.

Die Geschichte des Massenwohnungsbaus des 20. Jahrhunderts ist begleitet gewesen von der Suche nach Konzepten, dies möglich werden zu lassen. Die Maisonette als Ersatz für das Einfamilienhaus im Geschoßbau und der Flur als „Innere Straße“ sind Teile solcher Konzeptionen. Wie erfolgreich solche Projekte waren, hing im wesentlichen mit der Qualität der Erschließung zusammen und damit, ob es gelang, die Erschließung tatsächlich mit den Eigenschaften eines halböffentlichen Raumes auszustatten und damit den Geschoßwohnungsbau als eine kleine städtische Einheit zu begreifen.

„Entscheidende Voraussetzungen für die Funktionsfähigkeit der Erschließung als soziales Interaktionsfeld ist die von der Soziologin Jane Jacobs bereits in den 60er Jahren geforderte Einsehbarkeit der Erschließung durch den Bewohner. Diese Einsehbarkeit soll hier interpretiert werden als die unmittelbare Blickverbindung von der Wohnung zum Vorbereich ihres Einganges hin, so daß soziale Kontrolle über das Geschehen vor der Wohnungstür besteht, beziehungsweise Interesse geweckt wird für die Vorgänge, die sich dort abspielen. Der Soziologe Norbert Schmidt-Relenberg spricht in diesem Zusammenhang von der Aufschließung der Wohnung. Er meint damit die Öffnung der Wohnung mittels Fenster und Türen zur Kontaktaufnahme nach außen. [...] Die aufgeschlossene Wohnung kommt, nur wenig verbreitet, bei Mehrfamilienhäusern vor, bei denen die Wohnungen an offene Treppenanlagen und Gänge



Spangenberg: Die obere Straße

angebunden sind. Im Einfamilienhausbau ist Aufschliessung überall dort gegeben, wo die Wohnung zur Straße hin geöffnet ist. Es darf unterstellt werden, daß das Wohnen in solchen Wohnungen den Bedürfnissen des „normalen“ Bewohners am ehesten entspricht, darunter insbesondere denjenigen, die durch ihre Abhängigkeit (z.B. Kinder), ihre Tätigkeit (z.B. Hausfrauen) oder ihre körperliche Verfassung (z.B. alte Menschen) zeitlich und räumlich in hohem Maße an die Wohnung gebunden sind. Der enge Funktionszusammenhang zwischen Binnenbereich und Außenbereich der Wohnung und die sich darin vollziehenden Wechselwirkungen zwischen privatem Raum und Nachbarschaftsraum sind für sie lebenswichtig.“⁸

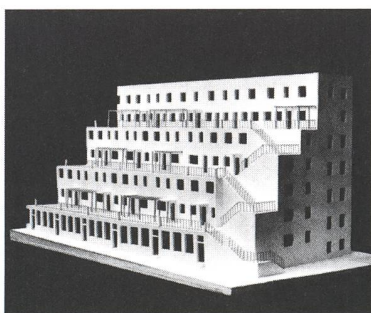
Um das Potential zu verdeutlichen, was diese Ansätze auch für die heutige Entwicklung haben können, soll hier anhand von drei konkreten Beispielen gezeigt werden, wie die Vorteile des innerstädtischen Geschosswohnungsbaus verbunden wurden mit einem differenzierten Raumangebot, mit Rücksicht auf Individualität und mit einem Angebot an kleinteiligen privaten und halböffentlichen Freiräumen. Obwohl sich die drei Beispiele deutlich voneinander unterscheiden, haben sie doch einige wesentliche Gemeinsamkeiten: Es handelt sich bei allen drei Projekten um innerstädtische Wohngebäude mit vier und mehr Geschossen für einkommensschwache Bevölkerungsschichten.

Rotterdam, Spangenberg - M. Brinckmann

Die Siedlung Spangenberg, gebaut 1919, ist eine der frühesten Arbeitersiedlungen des 20. Jahrhunderts. Charakteristisch für diese Anlage ist der durchlaufende Laubengang im dritten Geschos auf der Innenseite des Blocks. Von hieraus werden die oberen Wohnungen erschlossen. Der Laubengang, der im Gegensatz zu den Wohnungen sehr großzügig bemessen ist, funktioniert als „Straße im Geschos“. Jedoch geht seine Funktion weit darüber hinaus, ausschließlich Erschließung zu sein. Tatsächlich war er gedacht als Erweiterung des Wohnraumes. Die extrem knapp bemessenen Wohnungen - 45 qm für eine fünfköpfige Familie - waren vor allem Schlafplätze. Aufenthaltsbereich der Arbeiterfamilien war die Straße, respektive der Laubengang.

Wien X, Wohnhausanlage Inzendorfstraße - A. Loos

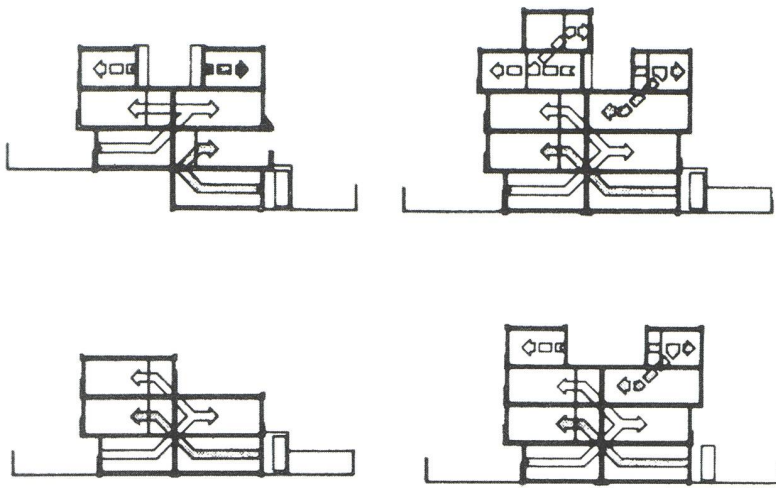
Dieses Projekt von 1923, was nie gebaut wurde, ist entwickelt worden als Alternative zu den Wiener Wohnhöfen. Die Erschließung erfolgt nach dem Prinzip des Terrassenhauses über das Dach der jeweils darunterliegenden Wohnung. Das Terrassenhaus als Wohnform hat besonders in den 60er und 70er Jahren breite Anwendung gefunden, doch häufig wurde dort die terrassierte Gebäudeseite mit den privaten Freiflächen versehen. Bei diesem Beispiel ist sie als gemeinschaftlicher Außenraum gedacht: „Ich habe in diesem Projekt



Modell des Terrassenhauses

⁸ Friederike Schneider (Hrsg.): *Grundrissatlas Wohnungsbau*; Basel, Birkhäuser, 1994

⁹ Friedrich Kurrent: *Raummodelle des 20. Jahrhunderts*; Salzburg, Prustet, 1996



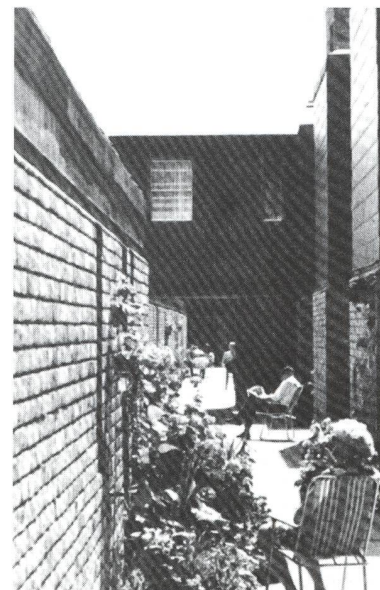
Erschliessungsschemata der Gebäude an der Marquess Road

Wohnungen, die sich in zwei Stockwerken befinden. Das ist keine Erfindung von mir. [...] Die Leute legen großen Wert darauf, ihre Wohnräume nicht neben den Schlafzimmern zu haben. Sie bilden sich dann ein, sie hätten ein eigenes Haus. Das Wertgefühl des Menschen wird dadurch gehoben. Die zwei hintereinanderliegenden Terrassenhäuser haben Hochstrassen, die man über eine Treppe, die im Freien liegt, erreichen kann. Jede Wohnung hat ihren eigenen Eingang von der Hochstraße aus und ihre eigene Laube, wo man des Abends [...] sich aufhalten kann. Die Kinder spielen auf der Terrasse ohne Gefahr.”⁹

London, Lillington Street, Marquess Road - Darbourne and Darke

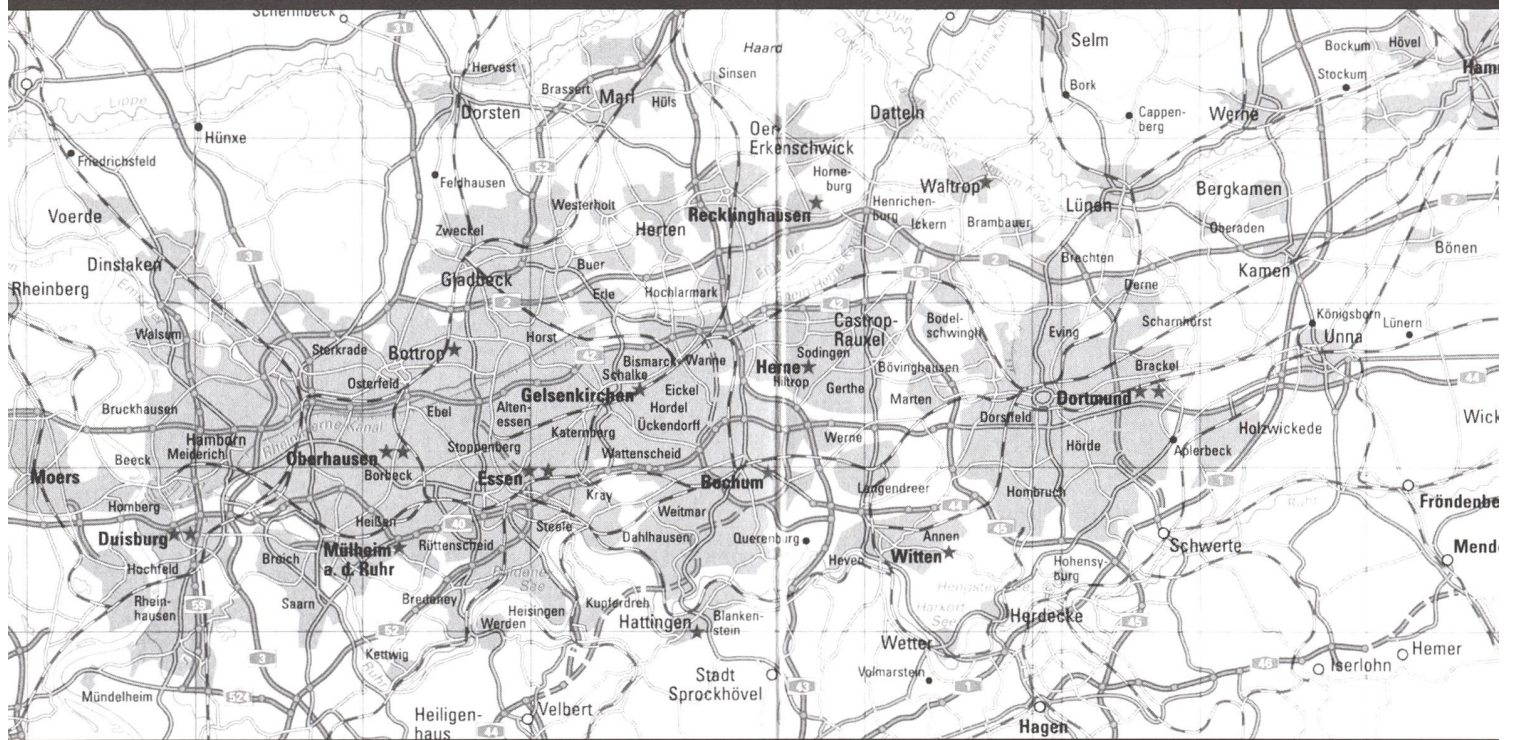
Dieser preisgekrönte Wettbewerbsbeitrag von 1961 organisiert die Wohnungen in plastisch ausgebildeten Zeilen so, daß möglichst viele Wohnungen eine ebenerdige Erschließung haben. Zugang zu den Wohnungen in den oberen Geschossen ist eine in der Mittelachse des Gebäudes liegende Wohnstraße, die als Vorbereich und Zugang zu den Wohnungen dient. Diese Konzeption erinnert deutlich an die „rue interieure“ aus der Unité d’habitation von 1946. Doch im Gegensatz zur Unité, deren „rue interieure“ letztendlich ein großzügig bemessener Flur bleibt, funktioniert bei diesem Projekt durch eine Anbindung der Wohnungen an den Außenbereich die „roof street“ tatsächlich als innere Straße und als gemeinsamer Außenbereich der Bewohner.

Der Städtebau des 20. Jahrhunderts sei eine Geschichte des Scheiterns, war die eingangs zitierte Behauptung. So muß hier zugestanden werden, daß die Geschichte des Städtebaus (und der Architektur) des 20. Jahrhunderts eine Geschichte ist, die nicht ohne Rückschläge vonstatten ging. Es sind auch nicht immer die breit angekündigten, großangelegten Projekte gewesen, die die Entwicklung nachdrücklich vorantrieben hätten, geschweige denn, dem Ruf der “Moderne” zuträglich gewesen wären. Da die eingangs erwähnte Erkenntnis aber weder originell und schon gar nicht neu ist, bleibt die Frage, auf welche Errungenschaften des 20. Jahrhunderts man auch in Zukunft nicht verzichten kann und inwiefern sie Lösungsansätze auch für heutige Probleme bieten können.



„Roof Street“

Eva Herr ist Absolventin der Bauhaus Universität Weimar. Sie lebt und arbeitet in Berlin.



Karte Das Ruhrgebiet in Kunstreiseführer DuMont, Köln, 2000